

13. Lyrikpreis Meran: Einführung zu Durs Grünbeins Lesung

„Meine Ankunft war reichlich enttäuschend. Es regnete und war kalt. Die Stadt wimmelt von Soldaten mit Feder am Hut und sonst ist es ziemlich schlampig.“ So formulierte Gottfried Benn seinen ersten Eindruck von Meran, als er hier am 29. März 1952 zu einem gut zweiwöchigen Urlaub eintraf. Zum Glück besserte sich das Wetter. Begeistert reiste er am 18. April wieder ab ins geliebte graue Berlin. „Keine Frau könnte aufkommen gegen den Ort, die Blüten, die Sonne und den Espresso auf dem Sesselliftrestaurant“, revidierte der notorische Schwerenöter seinen ersten Eindruck. Das bleibende Zeugnis für Benns Stimmungsumschwung ist sein Gedicht „März. Brief nach Meran“ mit dem flehenden Appell an die Natur, ja nicht zu früh zu blühen: „ach, blüht erst, wenn ich komme.“

Der jugendliche Durs Grünbein wurde im abgeschotteten Dresden der Siebziger Jahre aber nicht durch elegische Blumengedichte zum Gottfried-Benn-Leser und lyrisch tätigen Benn-Bewunderer – man denke nur an sein Gedicht „Bayerischer Platz“ aus dem Band „Strophen für übermorgen“. Nein, er wurde es durch die lapidare Erwähnung des Dresdner Schlachthofs in Benns Novellenband „Gehirne“, der vor genau hundert Jahren in Kurt Wolffs Reihe „Der jüngste Tag“ in Leipzig erschienen ist. Darin entflieht der junge Arzt Rönne einer Art von Burn Out avant la lettre oder einer neurasthenischen Krise durch das ständige Sezieren von Gehirnen. In dem schmalen Band „Gehirne“ (in der Novelle „Die Eroberung“) also stieß der Schüler Durs Grünbein auf folgende frappierende, wenn auch grammatikalisch etwas wirre Notiz über den Arbeitsplatz seines Großvaters, eines Fleischermeisters: „Der Dresdner Schlachthof vergleichsweise, erbaut Anfang der siebziger Jahre von Baurat Köhler, versehen mit den hygienisch-sanitären Vorrichtungen modernsten Systems – bahnbrechend war in dieser Richtung die Entdeckung des Dänen Johannsen“.

Wie ein Blitz traf den jungen Zufallsleser diese – ich zitiere – „feste Adresse in einer Welt der Auflösung und des Vorübergleitens aller Erscheinungen“. Benns „Gehirne“ wurden zu Durs Grünbeins erster „Schädelbasislektion“, um den Titel seines zweiten Gedichtbandes aus dem Jahr 1991 aufzugreifen. Das war sein zweites Buch im Suhrkamp Verlag. Mit dem Lyrikband „Grauzone morgens“ hatte er dort 1988 debütiert, im vorletzten Lebensjahr der DDR. Das Buch hatte nur erscheinen können, weil Heiner Müller früh auf Grünbein aufmerksam geworden war. Er empfahl den Hilfsarbeiter des mathematisch-physikalischen Salons im Zwinger keinem Geringeren als Siegfried Unseld. Dieser schrieb an das Kulturministerium der DDR und erwirkte durch seine legendäre Tatkraft, dass der 26-jährige Autor im Herbst '88 mit einem befristeten Transitvisum zur Frankfurter Buchmesse reisen konnte. Weil er in der

DDR keine Perspektive mehr sah, hatte Grünbein bereits 1986 einen Ausreiseantrag gestellt, der aber bis zur Implosion des zweiten deutschen Staates verschleppt wurde.

1995, mit 33 Jahren, wurde Durs Grünbein als einer der jüngsten Schriftsteller überhaupt mit dem Georg-Büchner-Preis prämiert – ein früher Zenit seines literarischen Ruhms und Auftakt zahlreicher weiterer Auszeichnungen wie dem Friedrich Nietzsche-Preis des Landes Sachsen-Anhalt, dem Berliner Literaturpreis, dem Friedrich-Hölderlin-Preis oder 2012 dem schwedischen Tomas-Tranströmer-Preis. Als Sohn einer Chemielaborantin und eines Flugzeugingenieurs prägt ihn eine starke Neigung zu den Naturwissenschaften, eine „verlorene Liebe“, wie er einmal sagte. In seiner Darmstädter Dankesrede mit dem Titel „Den Körper zerbrechen“ erinnerte er an Georg Büchner, den Mediziner, der in seinem Straßburger Studierzimmer die Zürcher Probevorlesung „Über Schädelnerven“ entwarf. Grünbein nannte Büchner einen „Dichter, der seine Prinzipien der Physiologie abgewinnt wie andere vor ihm der Religion oder der Ethik“, er sah ihn ihm den Vorläufer eines „anthropologischen Realismus“. „Mag sein, dass die Utopien mit der Seele gesucht werden“, sagte er seiner Preisrede, „ausgetragen werden sie auf den Knochen zerschundener Körper, bezahlt mit den Biographien derer, die mitgeschleift werden ins jeweils nächste hässliche Paradies.“

Dieses Befragen der Dichtung nach dem Körper und der Geschichte hat der metrisch so formvollendete Poeta doctus in seinem eigenen, mittlerweile mehr als dreißig Titel umfassenden Werk immer wieder variiert. Ein Stipendium in der Villa Massimo machte den Sachsen aus dem 1945 weitgehend untergegangenen Dresden, dem „Barockwrack Dresden“, wie er schreibt, endgültig zum Rom-Liebhaber. Seine „Admiratio Romae“ brach sich vielfach und fruchtbar Bahn, sei es in den 33 Epitaphen „Den teuren Toten“, in „Aroma. Ein römisches Zeichenbuch“, in der Aufsatzsammlung „Antike Dispositionen“, oder im Gedichtband „Nach den Satiren“. Mit diesem erwies er dem römischen Satiriker Juvenal und dessen Diktum „Difficile est saturam non scribere“ Reverenz, immer in dem Bewusstsein jener „Schädelbasislektion“, wonach das Wort Sarkasmus seinen Ursprung in Fleisch und Knochen hat. In seinem Postskriptum „An Seneca“ bemerkte Durs Grünbein: „Seneca aber tat haargenau das, was seine Berufskollegen so tun, seit es Literatur überhaupt gibt. Er tauschte die Masken und die Metaphern. Er schlüpfte als Sprecher gekonnt in die unterschiedlichsten Rollen und wechselte die Standorte wie die Sandalen. Kurz, er legte sich einen eigenen Stil zu. Und nichts hilft den Eigensinn besser entwickeln als Formzwang. Je strenger die Regeln, um so heftiger das Verlangen, unverwechselbar zu werden.“

Doch zurück zum Dichterarzt Gottfried Benn: Seine Spur zieht sich noch weiter durch Durs Grünbeins neuestes, autobiographisch grundiertes Buch, das vierhundert Seiten starke Erinnerungskaleidoskop „Die Jahre im Zoo“, aus dem er heute lesen wird. Voller Anekdoten, Versen und Fotografien aus dem Privatbesitz markiert dieses Buch die Rückkehr des Dichters, Essayisten und Übersetzers zu den eigenen Ursprüngen, zu seinen persönlichen

„Jahren des Werdens, Jahren der Wahne“, um erneut Benn zu zitieren. Durs Grünbein wuchs in der Reform- und Gartenstadt Hellerau im Norden Dresdens auf. Von dort aus brach er mit dem bereits erwähnten Großvater mütterlicherseits immer wieder zu Exkursionen in den Zoo auf.

In seiner Frankfurter Poetikvorlesung „Vom Stellenwert der Worte“ aus dem Jahr 2009 formuliert Durs Grünbein eine versuchsweise Poetik vom „Ortssinn der Worte“. Sie kommt auch im neuen Buch zum Tragen, in einem imaginären Dreieck. Dieses spannt sich auf zwischen der Gartensiedlung Hellerau, die an einen sowjetischen Truppenübungsplatz grenzte, zwischen Schlachthof und Dresdner Hauptbahnhof. Von dort brach der langhaarige, bärtige Siebzehnjährige zu einer Pilgerreise zu Franz Kafkas Grab auf. Prag war nah und für die eingeschlossenen DDR-Bürger gut erreichbar, doch im Deutschunterricht kam Kafka nicht vor. Zu subversiv erschien den ostdeutschen Behörden auch der West-Berliner Sarkast Gottfried Benn. 1916 hatte er als Brüsseler Militärarzt im Fronturlaub bei seiner Frau Edith und der einjährigen Tochter Nele in Hellerau vorbeigeschaut. Doch es scheint ihn kälter gelassen zu haben als später Meran: „Dresden kenne ich so gut wie gar nicht“, zitiert Grünbein einen Brief Benns an eine Berliner Geliebte: „Ich saß ja immer draußen in Hellerau, kluckte Familie, kam nie in die Stadt“.

Hellerau wird für Durs Grünbein zu einer Stätte prägender Kraft für den eigenen Lebensweg. Gleich hinter den bilderbuchartigen Reihenhäusern, erinnert er sich in seiner Poetikvorlesung, habe eine „garstige, künstliche Wildnis aus Tannengrün, Müllbergen, Sanddünen“ begonnen, ein hügelreicher Landschaftsstreifen, der für große Manöver mit Panzern und Pioniergerät genutzt wurde – das sogenannte Russenwäldchen. Es kann wohl kaum einen besseren Ausgangsort für eine Poetik des Fragmentarischen geben, wie Durs Grünbein sie seit seinen dichterischen Anfängen vertritt. In diesem wüsten Gelände jedenfalls wurde er vom jähen Aufflattern einer Taube wie von einem akustischen Blitzschlag getroffen. Dieses Erlebnis inspirierte ihn zu seinem ersten poetischen Versuch, den er später „Am Feldrain“ taufte.

Die zweite Strophe lautet:

„Die Flügel der Taube, sie klappern –
Ich sage: wie Flugzeugmodelle.
Im Maisfeld verbirgt sich die Kindheit,
Ein Labyrinth mit verbotenen Stellen.“

Lieber Herr Grünbein, wir freuen uns auf Ihre Lesung!